

Nr. 45. Bromberg, den 25. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(8. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Horch! Fröhlicher Gesang ertönt in der Nähe. Vielstimmig, ein wenig ungehobelt und nicht ganz im Takt, aber um so kräftiger und unbekümmerter von jugendlich frischen Stimmen gesungen.

Er blickt um sich.

Das fehlte gerade noch!

Eine ganze Rotte von Jungen und Mädchen zieht, vom aufsteigenden Staube verhüllt, die lange, am Vorfluter vorbeiführende Dorfstraße entlang. Gewiß eine Schule, die von ihrem Ausflug zurückkehrt.

Schon wird die regelrechte Marschreihe durchbrochen, einige Jungen lösen sich aus ihr, kommen mit schnellen Schritten hinzugelaufen, zu sehen, was sich da ereignet. Andere folgen, nun auch Mädchen, eine ganze Schar, mehrere, immer mehrere. Starren mit weitgeöffneten Augen und Mäulern auf das wunderliche Paar mit den eng anschließenden, phantastisch grau und grün und schwarz gesprenkelten Kleidern.

„Guckste, Emil, det is der Bajazzo von jestern!" ruft ein großer Bengel und zeigt mit erhobenen Fingern auf den armen Timm.

„Und die da, det is de Colombine!" läßt sich ein ausgelassenes Mädel vernehmen.

Und nun bilden sie einen Kreis um die beiden, zeigen sie einer dem anderen und den immer neu Hinzueilenden, lachen und spotten sie, mitleidlos, wie die Jugend ist, aus vollem Halse aus, daß der Brückenkopf von ihrem Kreischen und Johlen erzittert, die erschreckte Locki aus ihrem Schluchzen emporfährt, entsetzt und empört auf die kleinen frechen Eindringlinge blickt, gegen die der große Timm hilf- und ratlos dasteht.

Da vernimmt er einen rasch hinzutretenden Schritt hinter sich und gleich darauf eine Stimme, die die ausgelassene Schar mit tadelndem Wort zurechtweist, und zwar mit einem solchen Erfolg, daß die ganze Rotte ertappt und erschreckt auseinanderstiebt und an die Stelle lärmender Ausgelassenheit beklommenes Schweigen eintritt.

„Die Herrschaften haben Unglück gehabt, sind mit ihrem Boot bei der heftigen Strömung gekentert und müssen sich nun noch die Belästigungen dieser ungezogenen Gören gefallen lassen, für die ich sehr um Entschuldigung bitte."

Eine wohlklingende, etwas tiefgefärbte Stimme sagt es, und vor ihnen steht eine Dame im einfachen lichten Sommerkleid mit grünbebändertem Strohhut auf dem vollen dunkelblonden Haar, die für eine Lehrerin sehr jung, durch die Bestimmtheit ihres Wesens und ihrer Worte aber wohl angetan erscheint, Achtung und Respekt einzuflößen.

Dabei liegt gar nichts Strenges, gar nichts Pedantisches weder in ihrer mädchenhaften Erscheinung noch in dem anziehenden klugen Gesicht, und durch die tiefblauen Augen, die eben noch so ernst und gemessen dreinschauen konnten, sprüht beim Anblick der beiden in ihrer wunderlichen Gewandung ein unwiderstehlich sich emporringender Schalk.

„Freilich . . . so ganz böse darf man den Kindern wohl nicht sein. Ein bißchen phantastisch sehen sie schon aus."

Locki macht diese Begegnung sichtbares Vergnügen. Timm aber ist die ganze Angelegenheit im höchsten Grade peinlich, und nichts wünscht er so sehr, als möglichst bald von ihr befreit zu sein.

Die junge Lehrerin hat ihre Marschkolonne auf der großen Straße wiederhergestellt, die Führung einem der älteren Mädchen übergeben und kehrt zu den beiden zurück.

Ich darf Sie jetzt wohl bitten, mit mir in meine Wohnung zu kommen. Sie ist nur wenige Minuten von hier entfernt. Wir können die Straße vermeiden und einen Feldweg einschlagen. Wenn wir erst dort sind, wird sich alles finden."

Timm zeigt sich wenig geneigt, sieht auf Locki, weiß nicht recht . . .

„Wenn Sie meinen", er stockt: Wie soll er sie nennen? Meine Freundin will er sagen. Aber nein, das wäre hier nicht angebracht. Komisch, dieses fremde junge Mädchen flößt ihm einen Respekt ein, den er sonst kaum empfunden hat. Aber auch „Locki" bekommt er nicht über die Zunge, und ihr eigentlicher Name ist ihm in der Verwirrung des Augenblicks und der Ereignisse völlig abhanden gekommen.

„Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollen", sagt er schließlich, „die junge Dame mit in Ihr Haus zu nehmen und ihr ein wenig behilflich zu sein, so wäre ich Ihnen dankbar. Mir aber gestatten Sie, Ihren gütigen Vorschlag abzulehnen. Ich möchte vor allem mein Boot suchen."

„Über Ihr Boot brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Es wird bald geborgen sein. Da drüben, schon bei Conradswalde, wird die Strömung geringer. Da ist auch mein Boot, als mir ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so arges Mißgeschick geschah, eine Stunde später ans Ufer getrieben."

„Sie haben auch ein Boot?" fragt er, immer noch zerstreut, aber mit erwachter Anteilnahme.

„Und ob ich eins habe! Es ist mein bester, mein einziger Gefährte in dieser Einsamkeit. Wenn wir nicht Wandertage haben, die jetzt viel häufiger anberaumt werden als früher, liege ich den ganzen Nachmittag, ja oft bis in den späten Abend, auf dem Wasser. Es fährt sich wundervoll auf diesem Umfluter. In einer Stunde, wenn ich mich ein bißchen beeile, bin ich auf der Weichsel, und dann liegt die ganze Welt vor einem."

„Und immer allein?"

In demselben Augenblick ärgert er sich, daß er eine so törichte Frage gestellt, noch dazu an eine ihm völlig Fremde.

„Mit wem sollte ich wohl fahren? Und außerdem, es gibt doch gar nichts Schöneres, als auf solch einem Faltboot allein und durch niemand gestört zu paddeln wohin es einem gefällt. Aber nun, bitte, schlagen Sie sich Ihren Gedanken aus dem Kopf. Ich habe bereits ein paar aufgeweckten Mädeln, deren Eltern in Conradswalde wohnen, Auftrag gegeben, nach Ihrem Boot Umschau zu halten. Sie werden sehen, nach kurzer Zeit können Sie es dort in Empfang nehmen."

„Dann möchte ich doch gleich . . ."

„In diesem Anzug? Sie müssen doch einsehen, daß es nicht gut möglich ist. Oder wollen Sie sich zum zweiten Mal . . ?"

Ja, er sieht es ein. Sie hat eine so bestimmte Art zu sprechen. Er erkennt auch, daß sie recht hat. Zudem gefällt ihm die umsichtige Art, mit der sie sofort ihre Kinder angewiesen, nach seinem Boot Nachforschungeen anzustellen.

So gibt er seinen Widerstand auf, und sie machen sich auf den Weg, ihrer Wohnung entgegen.

Ganz kann ihnen die Straße nicht erspart bleiben. Eine kurze Strecke müssen sie sie aufwärts wandern. Aber sie hat Obacht gegeben, ein paar polternde Wagen, auch eine flott bespannte ländliche Kutsche vorüberfahren lassen. Nun ist die Bahn frei und sie können ungehindert gehen. Nur wenige Minuten. Dann schlägt sie einen Pfad ein, der sich zwischen blühenden Wiesen und Feldern wie ein anmutig schillerndes Band dahinschlängelt.

Schwarz und weiß gesprenkelte Kühe weiden auf der Wiese, rupfen voller Behagen das saftige Gras. Über ein Roggenfeld streicht die starke Hand des Windes dahin, läßt es in dampfenden Wogen aufwallen.

Tiefer schon neigt sich die Sonne, sendet ihre geruhigen, in allerlei Lichtern spielenden Strahlen wie Friedensboten auf das bis an den Horizont in flacher Ebenmäßigkeit sich dehnende Land.

Alles ist Stille und Geborgenheit. Drüben von der Straße her hört man den gedämpften Gesang der heimwärts ziehenden Kinderschar.

Ein Haus taucht auf, niedrig mit schräg abfallendem Dach hingekuschelt in den Hang frisch grünender Triften und Wiesen. Die blühende Symphonie des Frühlings, licht emporschimmernde Kastanien, Hecken bunten Flieders, roter und weißer Dorn in verschwenderischer Fülle, umgibt es von allen Seiten. Und unter ihrem Duften und Rauschen liegt es in weltentfernter Stille.

Durch einen muffigen, mit roten Ziegeln getäfelten Flur treten sie ein. Rechts sieht man ein großes Schulzimmer mit geöffnetem Fenster, einer Menge eben gescheuerter Bänke und Tische und einer sehr großen schwarzen Wandtafel.

Sie aber öffnet eine Tür zur Linken. Eine quadratmäßig gebaute Stube empfängt sie, deren Einrichtung von einer gewissen gediegenen Wohlhabenheit zeugt: ein antiker Mahagonischreibtisch, der auf den ersten Blicks Timms Entzücken hervorruft, ein gleichfalls alter Bücherschrank mit kühn geschweiften Bogen und Glastüren, eine noch ältere Servante mit altchinesischem Porzellan, einigen Götzenbildern und anderen Kostbarkeiten von künstlerischem Wert.

„Alles, was Sie hier sehen", erklärt sie, „und was Ihnen für die Wohnung einer Lehrerin wohl ein bißchen kostbar vorkommt, stammt aus dem Erbe meiner verstorbenen Mutter. Wir haben, wie so viele jetzt, auch einmal bessere Tage gesehen."

Und als hätte sie schon zu viel gesagt: „Doch jetzt werde ich uns schnell eine Tasse warmen Kaffee machen. Zuerst aber begleitet mich die Dame wohl in mein Schlafzimmer und zieht sich einige von meinen Sachen an."

Das Schlafzimmer ist auch quadratförmig und wiederum mit vornehmer Gediegenheit eingerichtet. Alles in ihm ist von feingemasertem dunkelpolierten Nußholz: der geräumige Kleiderschrank, die von einem altchinesischen, mit reichen Stickereien versehenen Seidenstoff bedeckte Couch und das ebenfalls von einer gestickten Decke verhüllte sehr große Bett, in dem man, von den Kastanienbäumen umrauscht, prachtvoll schlafen muß.

„Für Sie bin ich auch ein wenig vorbereitet", wendet sie sich an Timm, indem sie für die kleine mit schlecht verhohlener Neugierde dreinblickende Locki die beiden starken Flügel des Kleiderschranks weit öffnet: „Mein Bruder ist Forstmeister auf der Danziger Höhe, und da er ein fanatischer Fischer und Angler ist und mich des öfteren besucht, so läßt er immer einige von seinen Zivilsachen zurück, die er hier für seinen Sport braucht. Sie finden sie drüben in meinem Fremdenzimmer in dem kleinen Eckschrank."

Eine Viertelstunde später sieht man sich an dem mit saftigem Schinken und anderen ländlichen Erzeugnissen lecker zugerichteten Kaffeetisch wieder, der unter ihren flinken Händen wie ein Tischleindeckdich aus der Versenkung hervorgezaubert ist.

Locki läßt auf sich warten. Sie hat so lange mit ihrem Umkleiden und der sorgfältigen Bearbeitung von Gesicht und Haar zu tun, die beide durch das unfreiwillige Bad, vor allem aber durch die für sie ganz ungewohnte seelische Erschütterung und das anhaltende Weinen in eine recht krause und verwirrte Verfassung geraten sind.

Als sie dann aber zu den beiden an den Kaffeetisch tritt, geht ein Leuchten von ihren Augen aus. Sie hat aus dem reich ausgestatteten Schrank nach sorgfältiger Auswahl ein schmuckes weißes Kleid von leichter Wolle gewählt, und, obwohl ihre Gastgeberin größer, auch etwas voller und abgerundeter in den Hüften ist, steht es ihrem bildungsfähigen und jeder Gewandung mit Leichtigkeit sich anschmiegenden Körper so ausgezeichnet, wie ihr weder das spitzen- und perlenübersäte Staatskleid einer Königin noch das fescheste aller Pagenröckchen auf der Bühne je gestanden hat.

So groß auch ihr Hunger nach all den überstandenen Strapazen geworden ist, und so herrlich der auf der Zunge zergehende Schinken ihr mundet, wieder und wieder hebt sich das lebhafte Auge von Teller und Tasse, mal zu Timm, der ihrem fröhlichen Geplapper wenig zugänglich erscheint, sich überhaupt nur mit knapp gemessenem Wort an der Unterhaltung beteiligt, mal zu ihrer jungen Wirtin. Dann stellt sie Vergleiche an, bei denen sie sicher nicht den Kürzeren zieht.

Timm gefällt ihr, und sie findet, daß die dunkelgrüne mit Hornknöpfen versehene Joppe, die er dem forstmeisterlichen Aufbewahrungsschrank nach Überwindung einiger peinlicher Bedenken entnommen, die Vorzüge seiner sehnig gestrafften Erscheinung vorteilhafter noch als Abendjacke oder Frack hervorhebt.

Vielleicht ahnt sie nicht, daß auch er Vergleiche anstellt, unwillkürlich und ohne die leiseste Absichtlichkeit.

Aber daß sein wägender Blick von der eben noch so heiß begehrten Locki dann doch wieder zu der anderen hinübergleitet, die mit feiner, immer ein wenig gemessener Liebenswürdigkeit die Wirtin macht, das kann er bei allem männlichen Willen nicht hindern.

Alles an ihr ist schlicht und ungekünstelt, alles von einer wundervollen Frische und Gesundheit: der aus dem lichtblauen Sommerkleid emporblühende Körper mit seinem Ebenmaß und seiner in jeder Bewegung spielenden Anmut, der behende, leicht sich wiegende Gang, mit dem, als sie vorhin über den grünenden Wiesenhang wanderten, die kleine ermüdete Locki, die doch sonst tapfer und geschmeidig einherzugehen vermochte, fast Mühe hatte Schritt zu halten, das wellige dunkelblonde Haar über der freien, klugen Stirn und dem frischen Gesicht, das keine Kunstmittel, sondern nur Sonne und Luft gefärbt hatten.

Sicher würde dies Gesicht in seiner herben Natürlichkeit gegen Puderquaste und Schminkdose rebellisch sich auflehnen; er muß lächeln, als solche Gedanken ungerufen in ihm aufstiegen.

Nun hört er sie sprechen, nachdem sie bis dahin schweigend gesessen und Lockis temperamentvollsten Theatergeschichten in ihrer stillernsten Art und doch mit einem merkbaren Vergnügen zugehört hat.

Von ihrem Beruf erzählt sie, den sie, einmal gezwungen, weil die veränderte Lage es gebot, ergriffen, jetzt aber so liebgewonnen hat, daß sie ihn mit keinem anderen vertauschen möchte, von den Kindern, die sie zu unterrichten hat, von denen bei aller scheinbaren Gleichförmigkeit jedes eine kleine Welt für sich bedeutet und von ihr auch als solche genommen wird, von den freien Nachmittagen und den herrlichen Sonntagen, wo sie im Winter in ihrer behaglichen Stube sitzt und gute Bücher liest oder, wenn der Umfluter zugefroren ist, auf dem Eise sich tummelt. Der Sommer aber gehört dem Boot oder dem Bruder, den sie zu seinen Fischzügen oder an seine Angelrute rudert. Alle Ferien verlebt sie bei ihm, denn zum Reisen, wie in früheren Zeiten, reicht es nicht mehr, zumal sie noch andere Verpflichtungen hat. Schadet auch nichts. Denn etwas Schöneres gibt es gar nicht als sein schmuckes Forsthaus, an das von zwei Seiten der Wald stößt, während an den beiden anderen seine Felder und Äcker liegen, die er selbst bewirtschaftet. Und keine bessere Abwechslung gegen die von Wassern durchflutete Niederung, die mit ihren immer wiederkehrenden Weidenbäumen und ihrer durch keine Wellung oder Höhe unterbrochene Gleichmäßigkeit, besonders im Herbst, etwas recht Eintöniges und Melancholisches hat.

Es ist ein seltsames Gemisch in ihrer Art zu erzählen. Manchmal kommen die Worte auf frohen Schwingen von ihren Lippen; besonders wenn sie von ihren Kindern spricht, tut sie es mit einem entzückenden Humor.

Dann aber ist wieder etwas Nachdenkliches, etwas Selbsterfahrenes, geradezu Trauriges in ihren Worten, als wäre sie trotz ihrer Jugend wissend geworden über die Sorge und das Leid des Lebens.

Timm hört ihr mit einer Aufmerksamkeit zu, die er sonst fremden Erzählungen nicht entgegenzubringen pflegt. Es ist ein so neuer, ungewohnter Ton in allem, was sie sagt, in ihrer ganzen Art.

Locki hat sich an den kleinen selbstgebackenen Mürbkuchen und den eingemachten Früchten, die es als Nachtisch gibt, gütlich getan und beginnt ihr lustiges Geplänkel mit frisch gewonnener Kraft.

Aber dieses Mal kommt sie nicht weit.

(Fortsetzung folgt.)

Biedermeiers inserieren in der Zeitung.

Von K. Sjöström.

Ein Heiratsgesuch aus der guten alten Zeit sah so aus: „Ein Kaufmann wünscht eine treue Lebensgefährtin und schlägt, da es ihm an Bekanntschaft fehlt, die öffentlichen Blätter ein."

Eine gereimte Vermählungsanzeige ließ ein glückliches Brautpaar im Jahre 1834 los:

„Es wählte sich zur Lebensreise
Friedrich Wilhelm Taps aus Greiz
Henriette Schulz aus Zeitz,
Empfehlend sich dem Freundeskreise."

Besonders wortreich pflegten sich Leidtragende in Todesanzeigen zu ergehen. Das Wort ist aber eine zweischneidige Waffe, die sich auch gegen den kehren kann, der sie ungeschickt handhabt. So bieten dann oft die Todesanzeigen unfreiwilligen Humor in geradezu grotesker Ausprägung dar. So läßt sich eine Handwerkerfrau in Magdeburg also vernehmen: „Gestern hat es dem Herrn gefallen, meinen lebendigen eheleiblichen Gemahl nach 14tägiger Wassersucht, weil er dasselbe nicht vertragen konnte, sanft zu sich zu rufen und schrecklich von meiner unglücklichen Seite zu reißen. Unter Verbittung aller Kondolenz ruhe sanft seine Asche. Die hintergebliebene, verunglückt gewesene Witwe des Verstorbenen."

Ein Bielefelder, der zwei Jahre verheiratet gewesen war, machte der Mitwelt das Ableben seiner Frau mit folgenden Worten bekannt: „Sanft, wie sie stets war, verschied unter heftigen Zuckungen meine zweijährige Frau, an zu großer Entkräftung für ein besseres Leben. Nur noch ein Jahr werde ich sie überleben, dann folge ich ihren körperlichen Leiden in das reine Licht, wozu ich Beileidsbezeugungen verbitte."

In einer süddeutschen Zeitung betrauerte eine Wittib ihren Mann und widmete ihm folgenden Nachruf: „Das innige Gefühl meines zärtlich geliebten Gatten ist vorgestern sanft und selig entschlafen. Das Leiden meiner kennt niemand besser als ich, bei jetziger Lokalität, Hemmung der Geschäfte, und die Last, die sich im Ganzen auf mir wälzt. Er, der Verstorbene, war ganz mein Gatte, er teilte jede Gefahr des Lebens mit mir, darum ich allen ein so baldiges und seliges Ende wünsche, unter Verbittung aller Kondulation. Katharina Beuerle."

Zu der zweijährigen Gattin lieferte die Frau Metzgermeister Schmitz aus Düsseldorf einen Partner, indem sie ankündigte: „Heute nacht starb mein 12jähriger Ehemann an den traurigen Folgen eines unerbittlichen Todes, nachdem er noch nicht vollkommen sein fünfzigstes Lebensjahr glücklich beendet hatte."

Aus dem „Halberstädter Intelligenzblatt" entnehmen wir die Anzeige einer betrübten Witwe, die vielleicht von Calderon gehört hat, daß das Leben ein Traum sei: „Ich zeige meinen Freunden und Verwandten hiermit an, daß mein Mann, Herr Schorkopf, in seinem 37. Lebensjahre gestern nachmittag zu einem besseren Leben entschlief. Des Menschen Leben ist sein Traum, seiner war zu kurz für seine untröstliche Gattin. Die hinterbliebene kinderlose Witwe." —

In Lüneburg sollte 1838 ein mehrstöckiges Haus „wegen Altersschwäche" verkauft werden. Natürlich wollte der Besitzer das eigentlich nicht auf sein Haus bezogen wissen. In Hamburg wurde in der Fuhlentwiete „zwei Treppen hoch gründlicher Unterricht im Reiten erteilt."

Es geht doch nichts über die Gemütlichkeit. Ein Fuhrmann eines Harzortes machte bekannt: „Vorgestern ist mir mein Pferd durchgegangen und hat den Deichsel mitgenommen; wem derselbe ins Gesicht gekommen, beliebe ihn abzugeben an den Fuhrmann Mischke." Hoffentlich hat sich niemand durch diese Deichsel „verletzt" gefühlt.

Und da nach Ben Akibas bekanntem Ausspruch alles schon dagewesen ist, so sei auch ein Vorgänger des „Professors Unblutig" zitiert, der 1892 in der Zeitung folgende Anzeige veröffentlicht: „Nach 15jährigem Studium habe ich ein Mittel erfunden, welche eine große Beschwerde jedes reell denkenden Menschen sind und oftmals Rosen und Melancholie erzeugen, so herauszuheben und bis auf die Knochen zu vertilgen, daß sie niemals wieder zurückkehren; jedoch muß diese kleine Prozedur alle Jahre bei mir wiederholt werden."

Ein Instrumentenmacher, der hölzerne Blasinstrumente verfertigte, empfahl sich als „musikalischer, blasender, hölzerner Instrumentenmacher."

In einem Berliner Intelligenzblatt stand zu lesen: „Eine junge, gesunde Amme von 14 Tagen wünscht sobald als möglich einen Dienst zu haben." In der gleichen Zeitungsnummer hieß es: „In einer kurzen Warenhandlung wird ein junger Mann gesucht, der einen offenen Kopf hat."

In einem kleinen Wochenblatt der Provinz Sachsen stand die Anzeige eines Trödlers, der seine Wohnung verändert hatte und nach gegenüber gezogen war: „Ich wohne seit Ostern mir gerade gegenüber und bitte um Zuspruch."

In der „Spenerschen Zeitung" bezeichnete ein Herr Jäncke einen entlaufenen Hund in einer Verlustanzeige mit der Überschrift: Gesuch eines Hundes. Dies ist ein würdiges Gegenstück zu dem „in Gedanken stehen gebliebenen Regenschirm". An anderer Stelle lesen wir: „Sollte ein Herr, eine Dame oder eine Herrschaft eines alten, aber doch äußerst treuen Dieners benötigt sein, so erbietet sich einer hierzu, welcher bei einer Herrschaft 13 Jahre gedienet nun, nun aber gestorben ist, und seit der Zeit selbst in den schlimmsten Diensten ein Jahr lang ausgehalten hat, sucht recht bald ein Unterkommen."

Eine Gesellschafterin wurde mit folgenden Worten gesucht: „Sollten Eltern eines verständigen jungen Mädchens von empfehlenden Bitten geneigt sein, dieselbe einer mit ihrem Vater hierorts wohnenden jungen Dame vom Stande als Gesellschafterin zu überlassen, entweder ganz, oder auch nur teilweise, so beliebe man sich im Intelligenz-Komptoir zu melden."

Ein Tausendkünstler von Schattenrißkünstler pries sich an: „Unterzeichneter Silhouetteur silhouettiert nicht bloß einzelne Personen, sondern auch ganze Familien und auch tote Personen nach dem Leben." Das dürfte ihm doch wohl schwer gefallen sein.

Aus der Zeit, wo Kalischs „Gebildeter Hausknecht" die Gemüter belustigte, stammt ein Inserat, das auch hier seinen Platz finden möge: „Ein gebildeter Mann sucht ein Unterkommen in der Stadt oder auf dem Lande als Hausknecht." Ein modernes Gegenstück dazu hat einmal die „Pharmazeutische Zeitung" geliefert, in der sich ein junger Apotheker meldete: „Junger Mann, Staatsprüfung Note 1, promoviert, Reserveoffizier, sucht bald Gehilfenstelle, am liebsten in Baden. An militärische Pünktlichkeit gewöhnt, von zuvorkommendem Wesen, im Packen und im Reinigen von Schubkästen bewandert. Mann von Sauberkeit, eigenes Kochgeschirr wird mitgebracht. Bin Gegner von Frühschoppen, Nichtraucher und durchaus unmusikalisch."

Ein Appell an die Mildtätigkeit eines Klavierbesitzers soll den Beschluß dieser kleinen Blütenlese machen: „Ein junger, recht armer Mensch im hiesigen Kirchspiel, welcher Lehrer werden will und sechs lebendige Geschwister, aber

kein Klavier hat, braucht ganz notwendig ein solches. Sein jetziges ist ein geborgter Zabel und wird mit Stricken zusammengehalten, rechts ruhen alle Tasten, links klingts wie Trommelschlag. Sollte der Leser dieser Zeilen noch ein brauchbares, überschüssiges zu Hause im Wege stehen und er auch Verpackungs- und Transportkosten bis Salzwedel gewähren wollen, so wird derselbe um Gotteswillen gebeten, in natura an den Kaufmann Scheer daselbst zu senden, von wo aus die weitere Übermittlung der Unterzeichnete besorgen würde.

Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfe, wacht auf,
Lasset die Musikam hören.

Alten-Salzwedel bei Salzwedel, 6. März 1874.

Der Pastor Hesselbarth."

Dieser musikalische Notschrei ist hoffentlich nicht ungehört verhallt; schon um seiner urwüchsigen Komik willen hätte er das nicht verdient gehabt.

Geniale Träume.

Von Eckart Klein.

In Wagners „Meistersinger" sagt Hans Sachs auch diese Worte: „Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn wird ihm im Traume aufgetan!" Ja, er meint sogar, „All Dichtkunst und Poeterei" sei nichts als Wahrtraumdeuterei". Tatsächlich wohnt dem Traum des Menschen schöpferische Kraft inne. Die Empfängnis einer großen Wahrheit als „wahrsten Wahnes", eines dichterischen oder sonst künstlerischen Werkes ist dem Menschen oft im Traum geworden, beziehungsweise im Zustand des Schlafes, des Halbschlafes oder eines Hindämmerns, das ihn der Zeit entrückte.

„Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe!" Dieses Wort der Schrift hat tiefste Bedeutung. Wagner erzählt, wie ihm das entscheidende Motiv des Rheingold-Vorspiels in einem Gasthof von La Spezia, während er dort schlief, geschenkt wurde. Goethe schrieb eines seiner Gedichte, das ihm im Halbschlummer durch den Kopf gegangen, aus dem Bett springend, schräg über das nächste erreichbare Papier. Mozart träumte viele seiner Werke, die er, mit einem wunderbaren Gedächtnis begabt, dann am Morgen ohne weiteres niederschreiben konnte.

Tartini, der berühmte Geiger, träumte einst, der Teufel sei sein Sklave geworden. Er wollte sich dieses Sklaven nun zum Scherz bedienen, reichte ihm eine Traumgeige und verlangte, daß der ihm etwas darauf vorspiele. Der Teufel setzte die Geige an, und „wie groß war mein Erstaunen", so erzählt Tartini, „als ich ihn eine Sonate spielen hörte, deren erlesene Schönheit den kühnsten Flug meiner Phantasie übertraf", Der große italienische Meister schrieb das Stück, das er in der Nacht gehört hatte, am Morgen auf; es war die „Teufelstriller-Sonate" — das Geschenk eines Traumes!

Der englische Dichter Coleridge träumte sein Gedicht „Kubla-Khan" und überwand im Traum die Schwierigkeit eines Metrums, das er in wachem Zustand nicht zu finden vermocht hatte. Robert Louis Stevenson fand den Stoff zu seiner berühmten „Geschichte von Dr. Jekyll und Mr. Hyde" im Traum. Als Haydn einst seine „Schöpfung" hörte, stand er bei der Stelle „Es werde Licht!", den Blick zum Himmel gerichtet, überwältigt da und sagte dann: „Nicht von hier, von dort kommt alles!"

Der Dichter, der Musiker, jeder Künstler wird im Augenblick der Ruhe, der inneren Schau den wahrhaft schöpferischen Gedanken empfangen, die Begnadung aus dem geheimnisvollen Reich des Geistes. Denn das wahre Kunstwerk ist nie „gemacht" worden, es war immer Eingebung.

Viele Empfindungen sind im Traum geschehen. Der eigentliche Erfinder der Nähnadel, Elias Howe, träumte einst, er würde von Wilden verfolgt, deren Speere nahe der Spitze Löcher hatten. Dieser Traum zeigte ihm das Prinzip der Nähnadel mit dem Oehr am stechenden Ende. Der englische Erfinder Boys träumte von einem Gerät zum Messen des Gasverbrauches, das er am Morgen wirklich zusammensetzte. Boys war der Ansicht, daß sein Traum nur seinen eigenen Willensakt zu Ende gebracht hätte. Wenn wir etwas ernstlich wollen oder suchen, wecken wir geistige Helfer. Ein altes Sprichwort sagt: „Dem angefangenen Gewebe senden die Götter Fäden!"

Der deutsche Chemiker Kekule schlief in einem Londoner Stellwagen ein. Als der Schaffner die Haltestelle ausrief, erwachte der Schläfer und stellte verwundert fest, daß er während seines Nickerchens im Traum ein aufschlußreiches Bild von der Zusammensetzung des Benzols entdeckt hatte. Edison, der große Erfinder, wußte sehr wohl, daß, was nicht im Wachzustand zu finden war, im Halbschlaf, im Dämmer der vollkommenen Ruhe gefunden werden könnte. Er pflegte sich, wenn er mit einer Schwierigkeit zu kämpfen hatte, in seiner Werkstatt zu Menlo Park hinzustrecken, die Füße auf dem Schreibtisch, den Hut über die Augen, und so das Problem zu überdenken.

Der erste Philosoph, der auf die schöpferische Kraft des Traumes hinwies, war der Amerikaner Prentice Mulford. Er sprach vom „praktischen Wert der Träumerei". Hiermit wollte er dartun, wie nötig es dem Menschen sei, auszuruhen, die Stille zu üben und den hohen Wert der Muße zu erkennen, in der die Schätze unserer Seele heraufsteigen und die Gedanken aus der Höhe sich zu uns niedersenken. Denn vieles kann uns geschenkt werden, wenn wir die Türen unserer Seele und unseres Geistes zur gegebenen Zeit offenhalten.

Die Fremde.

Magst auf Meeren und Höhen der Fremde sein:
Stets fällt dir dein altes Kornfeld ein.

Keine Lerche der Fremde wird seliger singen,
Keine sich höher zur Sonne schwingen.

Den Lenz wirst du weiter in Kirschblüten sehen,
Der Storch bleibt im alten Neste stehen.

Und die Tanne, wo grüßt sie dich so vertraut,
Als wo deiner Heimat Himmel blaut?

Magst auf Meeren und Höhen der Fremde sein:
Stets fällt dir dein altes Kornfeld ein.

Max Bittrich.



Lustige Ecke



Im Faschingstaumel.



Nun muß ich leise gehen, damit ich Marta nicht erschrecke!"

*

Die richtige Antwort.

Die Hausangestellte Frieda geht auf Stellungsuche. Bei Ohses schellt sie an der Tür. Frau Ohse öffnet persönlich.

„Das Arbeitsamt hat mich hergeschickt" sagt Frieda.

Frau Ohse ist sehr entrüstet: „Das ist ja äußerst seltsam. Ich habe niemanden herbestellt. Ich mache meine Arbeit alleine."

Darauf Frieda sehr kühl: „So eine Stellung habe ich mir schon lange gewünscht."

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.